

K.F. KOOMATA  
ANNY  
ROBER

Nach der Ausgabe:  
K. F. Kocmata  
Anny Rober  
Eine Wiener Mädelgeschichte.  
Verlag der Wiener Graphischen Werkstätte, Zürich, Wien, 1920

*ngiyaw* eBooks unterliegen den Urheber- (außer für die Teile, die public domain sind) und Lizenzrechten.

Dieses ebook (pdf) darf weder neu veröffentlicht, kopiert, gespeichert, angepriesen, übermittelt, gedruckt, öffentlich zur Schau gestellt, verteilt, noch irgendwie anders verwendet werden ohne unsere ausdrückliche, vorherige schriftliche Genehmigung.

*ngiyaw* eBooks werden Ihnen *as-is* ohne irgendwelche Garantien und Gewährleistungen kostenfrei angeboten.

© 2018 Sporer Peter Michael für *ngiyaw* eBooks.   
Földvári u. 18, H - 5093 Vezeeny  
[ngiyaw@gmail.com](mailto:ngiyaw@gmail.com) - <https://www.ngiyaw-ebooks.org>

Erstellt mit Corel Ventura  
Gesetzt aus der Gentium Book Basic.

**K. F. Kocmata**  
**Anny Rober**

**Dem Freunde und Genossen  
ERICH MÜHSAM**

Diese Geschichte wurde 1913 in Heiligenstadt geschrieben, 1916 in Nußdorf korrigiert und im April 1920 in Sievering beendet und zum Druck gebracht

**I**n Döbling draußen, nahe der Endstation der Straßenbahn, mitten in der grünen, sommerlichen Umgebung, betrieb Ignaz Rober ein Café, das sich im letzten Hause der Straße befand. Gleich an das Haus schlossen sich Anlagen des Sportplatzes, und dann führte eine Allee von Akazienbäumen nach Heiligenstadt. Da steht das alte Villenhäuschen »Daheim«, in welchem Therese Krones wohnte, da kündeten gleich wieder an alten kleinen Häusern Gedenktafeln vom Schaffen Beethovens, Grillparzers und Saars. Theodor Körner und Eduard Bauernfeld lebten und wirkten hier, wo der Wein blüht und der Gesang des letzten Wieners bald verstummen wird . . .

Hier, in dieser anmutigen Umgebung, befand sich das Café Rober, das sich mäßigen Zuspruches erfreute. Das Publikum, das im Café Rober verkehrte, war sehr gemischt. Vom Sportplatze kamen Tennis- und Fußballspieler zum Kartenspiel, oder sie bearbeiteten die zwei Billards. Obwohl das Café auch Telephon besaß und Herr

Ignaz Rober sein Lokal gerne als erstklassiges angesprochen haben wollte, konnte er es doch nicht verhindern, daß ab und zu auch Kabskutscher als Gäste erschienen, die das Café als Tschecherl bezeichneten. Vier Fenster sahen zur Gasse und zwei waren mit Plakaten behangen:

**! Täglich bis früh geöffnet !**  
**!! KONZERT !!**

stand auf ihnen zu lesen. Das Konzert bestand in den Klängen eines Automatenwerkels, das bei Einwurf von drei Zweihellerstücken »Erinnerung an Herkulesbad« oder »Das ist mein Wien, die Stadt der Lieder« zum besten gab. Ein Klavier war auch da, die Musik besorgten die Gäste, und nur wenn diese flehentlich baten, setzte sich die Tochter des Cafetiers zum Klavier und spielte die eben gangbaren und beliebten Welsen. Das kam übrigens selten vor, denn Anny waren die Gäste ausnahmslos gleichgültig. Sie haßte das Gewerbe ihrer Eltern und empfand den Aufenthalt im Lokal als drückendes Los. Eine Art Gefängnis dünkte ihr der nach Tabakrauch und Likören riechende Raum. Sie haßte die Billards, auf denen die Kugeln zusammenstießen, und sie haßte das Automatenwerkel und das Klavier. Ein ewiges Ei-

nerlei, während draußen das Leben lachend und blühend ihrer zu warten schien . . .

Anny war ein hübsches Mädels von sechzehn Jahren. Eine Großstadtplanze, freilich noch nicht verdorben, die aber im Nachtleben des väterlichen Cafés, in dessen Betriebe sie hie und da Hand anlegen mußte, nicht gerade zur Lille heranwachsen konnte. Was Anny in dem Beisel an zweideutigen Dingen zu hören bekam, nahm sie auf. Die Komplimente der Sportsmen konnte sie nicht recht abweisen, denn Papa Ignaz belehrte die Tochter öfters:

»Es liegt im Interesse des Geschäftes, daß du freundlich bist zu unsere Gäst'!« Anny antwortete darauf: »Das Geschäft und die Gäste liegen mir stachelgrün auf.«

Aber sie mußte sich wohl oder übel doch fügen, wodurch ihre Abneigung gegen das väterliche Gewerbe nur noch größer wurde. Der eine oder andere Besucher begann dann unbeholfen zu kokettieren. Dann setzte sie sich ans Klavier und sie lebte im Reiche der Töne, wenn sie spielte, aber um sie herum war es zu schofel, die Sportsmen waren arme Schlucker: Talmi-Eleganz. Sie wollte mit einem schneidigen Offizier im Café d' Europe sitzen oder im Heinrichhof oder im Café Fenstergucker! Sie müßte ins Apollo geladen werden, zu



Ronacher, ins Moulin rouge, ins Tabarin oder zu Max und Moritz.

Ja, Anny war hübsch und von schlanker Gestalt. Die voll entwickelte Büste putzte sie vorteilhaft heraus und das ovale Gesichtchen war von einer Fülle dunklen Haares umrahmt, das am Scheitel in Knoten befestigt war. Die feinen kleinen Hände spielten auf den Tasten des Klavieres und entlockten dem Instrument den Schlager:

Komm in meine Liebeslaube,  
in mein Paradies . . .

Die Gäste sangen mit und sahen begehrlieh nach Anny. Manch einer dieser Galans blieb in die Nacht hinein im Café und machte in der Hoffnung, sich Anny zu nähern und ihr eine am Herzen längst heißgewordene Erklärung zuflüstern zu können, eine höhere Zeche, als eigentlich von ihm beabsichtigt war.

Einer war der Baron Rudi, der immer hoffte, von Anny einen lieben Blick oder gar einen Kuß zu bekommen. Rudi, der Sohn eines nicht nur an Kindern reichen Pferdehändlers, Handelsangestellter von Beruf, der reichste Kavalier unter den Besuchern des Cafés und unter den Verehrern Annys. Wenn seine etwas zu stark entwickelten Plattfüße ihm kein Hindernis in seinem

Liebeswerben schienen, dann nur deshalb, weil er wußte, daß Geld in erster Linie bestimmend und entscheidend sei in solchen Dingen. Er hatte Geld, besaß Kleider, die bekanntlich Leute machen, und alles nannte ihn Baron Rudi. Oft trat er mit einem Blumenstrauß für Anny ins Café. Aber Anny brachte den Aufmerksamkeiten Rudolf Grünbaums nicht jenes Verständnis entgegen, das er sich erhofft hätte.

Freilich, Liebe macht blind. Denn sonst hätte er, wie überhaupt alle, die sich um die Gunst Anny mühten, merken müssen, daß Anny sich über alle Gunstwerber heimlich lustig mache. Sie blieb bei aller ihr vom Vater aufgetragenen Freundlichkeit unnahbar, und ließ es ihre Anbeter deutlich merken, daß sie ihr alle gleichgültig, minderwertig seien. Sie wurde stolz an diesen Verehrungen, und in diesem Stolz war sie um vieles schöner.

Die Rober waren Juden. Der Vater hieß Ignaz, die Mutter Thekla. Er war mager, rothaarig, und hatte es mit der Lunge. Beruhigend sah Frau Thekla Rober aus. Klein, dick, einer Walze ähnlich, schwarzhaarig und von brauner Hautfarbe. Der Vater war blaß im Gesicht, hustete fürchterlich, und sein Husten war von pfeifenden Tönen begleitet. Er empfing die Gäste, vornehmlich den Baron Rudi, sehr höflich, und unter Händereiben

fragte er nach den Wünschen. Sherry Brandy vielleicht, Herr Grünbaum, Sherry Brandy angenehm ? Ansonsten gefiel er sich in der Rolle des harben Wieners, was ihm zum mindesten in der Sprache nicht recht gelingen wollte.

Die Mutter tat im Geschäft mit, hunzte die Dienstmädchen und wechselte diese öfter als ihre Hemden. Sie war die gnädige Frau. Wenn sie sich auf den Stuhl setzte, dann hatte sie Mühe platzzuhalten. Aber wie gut sah sie aus! Fleischige Arme, fleischige Finger, und der kurze, starke Hals saß auf einem unverhältnismäßig starken Nacken. Sie hatte graumeliertes Haar und war wie ihr Mann in den Vierzigerjahren.

Der Max war noch da, ein Neffe von Papa Rober. Unscheinbar, etwa dreißig Jahre alt, und wenn man ihn ansah, hatte man das Gefühl, ihn zwischen den Fingern einer Hand zerdrücken zu können. Mit ihm, der Markör und Zuträger in einer Person war, hatten die Gäste ihre Gaude. Sie nannten ihn Markör des Kaffeesudsieders, gaben ihm sonst allerlei Spaßnamen, die er einsteckte. Kaum, daß er sein kreideweißes Gesicht verzog. Der Anzug hing dem armen Kleinen am Körper herunter, die Hose hätte längeren Beinen gerade gepaßt, und die Füße staken in Monsterschuhen, die sicher nicht von Reschovsky stammten. Max sprach hochdeutsch, trug die Serviette in der

Rocktasche und drückte sich vom Schauplatz seiner Tätigkeit, wenn, was auch vorkam, Pülcher und Kabskutscher der Abwechslung halber zu raufen begannen. Mit ihm wollen wir die Schilderung des Café Rober abschließen.

\* \* \*

Eigentlich bewegte sich alles um Anny, die das auch wußte. Sie hatte es dem Papa Rober abgebetelt und abgetrotzt, sie nicht mehr ins Lyzeum in die Rahlgasse zu schicken. Seit sie »Nana« im Originaltext zu lesen vermochte, hielt sie das Unterrichten und den Schulbesuch für fiberflüssig. Und um auf Annoncen im »Neuen Wiener Tagblatt« zu reagieren, dazu, sagte sie sich, bedürfe es eines besonderen Studiums, daß ihr so langweilig und ganz und gar uninteressant war, nicht. So blieb sie daheim und las Bücher, kam von der im Hause befindlichen Wohnung mehrmals im Tage in das Geschäft, machte da einen Handgriff und stand dort im Wege. Sie las den »Simplicissimus« und die »Jugend«, noch ehe diese Zeltschriften ein Gast in die Hand bekam.

Anny stand nicht im Leben, das Leben brauste um sie herum. Aber sie ahnte es. Der Kontrast war zu stark und Anny doch zu klug und zu jung, als daß es ihr nicht auffallen hätte müssen. Und sie wollte im Leben stehen, ihre Sehnsucht ging darnach: im Leben aufzugehen. Schauen wollte sie in Wirklichkeit, was da in Büchern und in Romanen besprochen und verherrlicht ward. Sie

sagte es zu sich selber, daß es in der Welt nur zwei Dinge geben könne: Schönheit und Schmutz. Beide wüchsen auf demselben Boden. Ein schönes, junges Menschenkind in dem ewigen Hin und Her des Alltagsgetriebes, würde — sonst war ja das, was man Leben nannte, nichts anderes! — nur dort gedeihen, wo es angenehm war. Sprossen nicht auch aus schmutzigem Boden schöne Blumen? Lieblicher in Wuchs und Aussehen, als manche in gepflegten Beeten! Himmel, die Träume, die sie nachts im Bette spann, sie müßten doch in Erfüllung gehen! Da regte sich der Drang nach den Lebensgenüssen! Und wenn sie da dachte, Zuckerschälchen zu füllen, die Billardpartien zu notieren und den Gästen die Spielkarten zu verabreichen! Oder wenn sie ein Buch von Peter Altenberg las, von Emil Zola, der ihr besonderer Liebling war und von dem sie in schwärmerischer Begeisterung sprach. Wie würde sie sich jemals mit diesem Dasein abfinden können und einer ungewissen Zukunft, die ihr sicherlich nicht allzuviele Rosen bescheren würde? Wie sollte sie sich, Anny Rober, ernsten Studien hingeben, die sie gar nicht ernst nehmen wollte, wo sollte sie den Kopf für die Realien des heutigen und morgigen Tages haben, wo sie nun in einem Gedichtbände Verse fand, an deren Zauber sie sich berauschte ?

So ward ich Weib — und ich bin ausgegangen,  
Zu suchen in bewegter Körper Flut.  
Ein dumpfes Sehnen brennt in meinem Blut,  
Des Mannes schmale Lende zu umfassen.  
In seine Adern gieß ich jähe Glut  
Und schüre sie, halb lustvoll, halb mit Bangen.  
Zum Taumel wächst sein zitterndes Verlangen,  
Ein grimmes Tier wird seine Liebeswut.

Jäh und ohne Schonung für sich selbst, wollte Anny Rober ihr bisheriges Leben abbrechen. Ja, es mußte etwas geschehen, das war ihr ganz klar. Hinein in den Strudel, mitten drinnen in der Strömung, und die Wellen würden ihre Arbeit verrichten. Entweder ins Grundlose geschleudert sein oder ans Ufer kommen. Nur nicht mehr auf die Spaziergänger auf der Hohen Warte da blicken zu müssen, während ihr Herz stürmisch ging und durch ihren Kopf revolutionäre Flut brauste . . . Mit fiebernden Händen griff sie in die Luft. Und jauchzte auf voll Lust und Verlangen nach Leben, nach Liebe, nach Rosen und Samt. Lust oder Qual sollten nur kommen. Aber das Recht auf ihren Leib wollte Anny Rober sich erkämpfen, nicht strittig machen lassen. Nicht Vater, noch Mutter sollten Recht besitzen über sie. Ihre Schönheit würde sie an den verschenken, den sie

mochte, der ihrer würdig schien und der ihr den  
Rahmen zu diesem Geschehen schaffen müßte . .  
. Und dann sollten Lust und Qualen kommen.  
Lust, Lust, je mehr, desto besser . . .

\* \* \*



Als Anny ins Quisisana trat, punkt 10 Uhr, war Leutnant Felix Küffer schon anwesend und schritt ihr rasch entgegen. Dem Salutieren folgte eine Verbeugung und dieser ein Handkuß. Sie sahen einander an. Der erste Augenblick, auf den Anny sich so lange gefreut hatte, der war vorüber. Küffer gefiel ihr gleich. Schlank war er und blond und das frische Gesicht nahm sie gefangen. Die blauen Augen sahen sie froh an.

Sie gingen ins Café Ronacher. Da wußte Küffer schon, daß er das Spiel gewinnen würde. Und Anny war mit sich auch schon im reinen: der liebe, liebe Mensch!

Er fragte um verschiedenes. Ob sie Brüder, Schwestern habe? Ob sie musiziere oder gar dichte. Ob die Mutter gütiger sei als der Vater?

Nun ging es gegen Mittag, und Anny mußte heim. Um halb 1 Uhr wurde gegessen. Felix Küffer versprach, nachmittags ins Café Rober zu kommen und wollte im übrigen Annys Nachricht wegen des nächsten Rendezvous abwarten. Als Anny heimkam, wurde sie bei Tisch schon erwartet.

Sie mußte sich Mühe geben, ruhig zu sitzen und unbefangen zu erscheinen. Ruhig wie sonst zu essen und von langweiligen Dingen zu sprechen, die den Eltern Anlaß gaben. Aber das Essen behagte ihr nicht, sie verspürte keinen Hunger, sie war ja selig, war doch so sehr glücklich. Und Felix hieß er! Glücklicher! War er wohl so glücklich wie sie? Sie wollte ihn nächstens fragen. Doch nein, es wird ihr an Mut gebrechen. Seine Annonce hatte sie ausgeschnitten und seinem Briefe beigelegt, den sie oftmals im Tage las. Den sie oftmals im Tage küßte und nachts am Busen barg.

Felix kam am Abend und sie sahen einander. Anny mußte immer wieder nach seinem Tische blicken. Gott, wenn nur jetzt nicht ungebetene Gäste kommen würden, die Kutscher vom Zoppano zum Beispiel, nur jetzt nicht. Der Stallgeruch verbreitet sich im ganzen Lokal und dort saß *er* ja und liebäugelte mit ihr: Felix Küffer, *ihr* Leutnant. Wenn Max, der gute Junge, bloß wüßte, daß der seltene Besuch *ihr* galt! Daß es das erstemal war, daß ein Offizier das Café Rober betrat, wußte Max zu schätzen und Sherry Brandy war sein erstes Anbot. Er scherwenzelte um Felix Küffer herum, diensteifrig und in dem Bemühen, dem Gast den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Anny mußte lächeln. Der gute Max, er

ahnt ja nichts. Sie trat ans Klavier und spielte. Legte alles Gefühl in das Spiel, volle Töne strömten durch das Lokal hin zum Tische jenes Gastes, für den sie allein spielte.

Komm in meine Liebeslaube,  
in mein Paradies — — —

und durch den vor ihr hängenden Spiegel blickte sie zu Felix. Der sah sie an und lächelte.

Baron Rudi, der ekelhafte Mensch, kam an sie heran und konnte sich Annys ungnädiges Benehmen nicht erklären. Sie stand auf und ging weg. Da kam Felix auf sie zu: »Sie spielen mit Leidenschaft, Fräulein.« Und als er ihr die Hand küßte, war sie sehr verlegen. Einen Blick fing Anny noch auf, als Felix hinausging und die Türe schloß.

Anny verbrachte die ganze Nacht schlaflos. Erst gegen Morgen fielen ihr die Augen zu und sie träumte Schönes. Felix und sie.

\* \* \*

Silvia Schubita war Annys gleichaltrige Freundin und wohnte bei ihrer Großmama, einige Gassen von Annys Wohnhaus entfernt. Sie hatte keine Eltern mehr, war schon ein bißchen verdorben und gehorchte der Großmama nicht. Schon als sie in die Volksschule ging, hatte Silvia ihre Liebhaber, wechselte sie nacheinander oder sie besaß deren mehrere zu gleicher Zeit. Sie kaufte den Buben Damen- und Memphiszigaretten, und die Buben kauften ihr wieder schönes Rosabriefpapier, Schokolade und Weintrauben. Die Buben waren durchwegs alle älter als Silvia, denn sie besuchte erst die fünfte Volksschulklasse, und die Buben gingen schon in die Bürgerschule. Aber Silvia war in Liebesdingen erfahrener und sie verführte die Buben, ging mit ihnen auf die Scheibenwiese spazieren oder auf den Hungerberg, wo Bänke standen. Dort rauchten sie und ihr jeweiliger Geliebter Zigaretten, und sie lehrte ihn das Küssen. Oder sie zeigte ihm, was gut sei, schaffte ihm, die Augen offen zu halten und brachte dann ihre Augenwimpern in seine Augen. Wenn der Knabe dann schnell zu atmen begann, freute sie sich ihrer Künste, und wenn er

sich zu ungeschickt benahm, entzog sie ihm kurzerhand Gunst und Freundschaft und sah ihn nie wieder an. Sie ging an ihren verabschiedeten Liebhabern vorüber, als ob sie nie etwas mit ihnen zu tun gehabt hätte. Die Buben waren wohl erzürnt, aber sie schwiegen untereinander, weil ihnen Silvia imponierte. Sie waren ja alle zu dumm und ungeschlacht und hatten heiligen Respekt vor Silvia, die, weil sie ja dies alles deutlich merkte, ein feines, verschmitztes Lächeln um den Mund hängen hatte, wenn sie an den Buben vorbeigegangen war. Silvia war ein kleines Mädchen, aber ein großes Luder, sagten der Straßenkehrer und die Milchfrau, die ja von solchen Dingen nicht viel, nur das Äußere des Geschehens verstanden. Dem näheren Zusehen aber offenbarten sich in Art und Weise dieses kleinen Schulmädchens die grand dame . . .

In der Wohnung von Rosi Weiß' Eltern, die auf der Hauptstraße des Bezirkes ein gut gehendes Konfektionsgeschäft besaßen, spielten an schulfreien Nachmittagen Silvia, ihre Freundinnen und einige Buben »Doktor«. Das ist ein gar merkwürdiges Spiel, bei dem die den Geschlechtsvorgang ahnenden und den Geschlechtsreiz bereits empfindenden Kinder in möglichst intime Berührung zu kommen trachten. Da tickt das Herz und die Lippen beben und der Kopf wird so heiß

und schwer. Und das Mädchen hat Zahnschmerzen, der Bub ist Doktor und fuchtelte am Körper des Mädels herum. Beiden ist wohl. — Oder das beliebte Versteckenspielen.

Aber davon wissen die Erwachsenen nichts . . .

Jetzt, wo Silvia der Pflichtschule entwachsen und trotz einiger bedrohlicher Affären normal entlassen worden war, führte sie die alte Großmama an der Nase herum. Die alte Frau kannte ihr Enkelkind gar nicht, denn Silvia war das Prototyp moderner Jugend und die Großmama war ein altes, gemütliches Weiberl, das sein Genügen bei einer Schale Kaffee fand, von dem Leben und Treiben der neuen Welt nichts verstand und Silvia abgöttisch liebte. Darum sah sie auch die vielen Fehler und Heimlichkeiten des Mädchens nicht. — Silvia, der die Schwächen ihrer Großmama längst bekannt waren und Vorteil für ihr Handeln bedeuteten, richtete nun ihr Leben ein, wie es ihr gefiel und wie es ihr passend schien. Der Lyzealunterricht war ihr Nebensache. Sie suchte die Bekanntschaften von Schriftstellern, Schauspielern und Künstlern.

Einmal nahm sie Anny mit in eine Gesellschaft illustrier Persönlichkeiten, die sich im Boudoir einer Schauspielerin trafen. Doch behagte Anny das Spielen und Tändeln der jungen und älteren Weiber, die sich gegenseitig immer Beweise von

mehr als freundschaftlichen Sympathien gaben, nicht. Besonders eine stadtbekannte Schauspielerin war ihr sehr unsympathisch. Und nach dem Tändeln, das sich oft zu orgiastischen Ausschweifungen steigerte, wurden die Weiber von Männern mit berühmten Namen erwartet.

Sie sah Abgeordnete, Schriftsteller, Schauspieler und Maler im Vorzimmer. Die wußten allesamt, was im Boudoir der Schauspielerin vor sich ging. Ihr ekelte und sie nahm sich vor, diese Gesellschaft zu meiden, deren Tun sie ja auch nicht verstand. Silvia tat da mehr aus materiellen Gründen mit, das stand fest. Denn als sie noch zur Schule gingen, waren der beiden Mädchen Wünsche die gleichen, und in Silvias Benehmen ließ damals nichts auf lesbische Veranlagung schließen. Anny empfand dieselben Kitzel während gewisser Gespräche und im Austausch der Gedanken. Wie dumm sie sich so manches vorstellten, so unsagbar dumm! Und doch drückten sich beide gern mit Buben ihres Alters herum, trafen sich mit ihnen in Rosi Weiß' Wohnung. Jede hatte ihren Liebsten, den sie mit Zigaretten gewann und an sich fesselte.

Sie mied Silvia und die lesbische Gesellschaft.  
Das war nichts für sie und ihren gesunden Sinn.  
Mochte Silvia tun und lassen, was sie wollte. Ihr  
widerstrebte dieses Treiben.

\* \* \*



Die Scenic-Railwaybahn im Prater muß von guten Menschen gebaut worden sein, von Menschen, die gewußt haben müssen, was sie damit den Liebespäarchen bieten; dort wird begonnen, was im heimeligen Hotelzimmer endet. Zwei, die sich lieb haben, besuchen diese Teufelsbahn und geben sich während der Fahrt dem Nervenkitzel hin. Arm in Arm und oft auch Fuß in Fuß, sausen die Paare hinunter. Das verursacht ein Kribbeln, und das Mädchen lehnt sich, angenehme Beklemmungen in der Brust, an den Liebsten. Da sitzt sie nun gelähmt, willenlos in dem wunderbaren Schwächegefühl, das gesteigertes Lustempfinden auslöst. Nur mehr davon haben! Schneller, viel schneller sollten die Züge hinauf- und hinabrasen!

Dieser Taumel hielt Anny und Felix gefangen. Sie waren heute in den Prater gefahren und Felix wußte nur zu gut, daß er diese Gefechtsübung mit der Kleinen gewinnen würde. (Hatte er's doch schon im Café Ronacher gewußt, beim ersten Mal.) Anny, die selten in den Prater kam, kannte die Bahn nur vom Ansehen und wußte nichts vom Reiz dieses Teufelszeugs.

»Da wollen wir einmal mittun zur höheren Ehre Gottes«, meinte Küffer.

»Wenn Sie wollen«, antwortete Anny. »Aber es soll uns nichts geschehen.«

»Was sollte uns denn zustoßen? Vertrauen Sie sich meinen Armen an, Kleinchen!«

Sie fuhren die Tour mehrmals. Küffer verspürte den weichen Druck der kleinen Hand, und immer wenn der Wagen in die Tiefen sauste, das leichte Erbeben ihres Körpers, das ihn erregte und sein Verlangen nach ihrer Unberührtheit ungestüm wachrief. Und Kleinchen war so selig! Sie sah den Mann an ihrer Seite mit süßen, hilflosen und verlegenen Blicken an.

»*Mein Kleinchen, gelt?*« sprach leise Küffer dem Mädchen ins Ohr. Anny schwieg und senkte den Blick.

Sie stiegen aus und schritten dem Ausgang zu. Keines sprach ein Wort und Anny taumelte mehr als sie ging. Erst die um sie wogende Menschen-schar riß die Beiden aus dem wohligen Nebel ihrer Gefühle, der von ihnen nicht ganz zerrissen werden konnte. Ein feines Netz hielt sie noch eingeschlossen den übrigen Abend. Sie schlenderten an den Buden, Karussells und Kinos vorüber, machten sich über manche Prater-Sehenswürdigkeiten lustig, lachten über Gesten und Geberden der Budenausrufer. Felix schlug dann den

Besuch eines Lokals vor. Und nach einigem Zureden war auch Anny dafür und sie traten in den Garten eines Restaurants, in welchem eine Damenkapelle konzertierte. Da war es nun ganz schön zu sitzen und doch drängte Anny bald zur Heimfahrt. Ein Gefühl, das sie mit Freude und wunderlichem Schrecken wahrnahm, drängte: Geh! Und gleich darauf wieder: Bleib! — Nein, sie fürchtete sich nicht davor, ganz sicher nicht. Jetzt wollte sie schon wieder sagen: Ach nein, ich habe Zeit, ich fürchte nur die Schönheit unseres Beisammenseins.

Der Wirtsgarten hatte wenig Gäste. Küffer bestellte Wein, Süßwein, der ja ein alter Kuppler ist. Anny bekam gerötete Wangen und rauchte. Das Blut! Das Blut!

Der Abend kam angezogen und nun bevölkerte sich der Garten. Studenten mit ihren Liebsten, gute, dicke Bürger saßen mit ihren Frauen da und schmatzten mit den Mäulern im Vorgenusse der bestellten Speisen und Getränke.

Anny und Felix brachen auf. Er nahm ihren Arm und drückte ihre Hand. Sie schritten der Hauptallee zu, hinein in den Abend, in die Nacht. Der Sünde zu . . .

Felix sah Anny sehr oft an. Schweigsam ging sie neben ihm, an ihn gelehnt, und nur in Blicken gab sie ihm ihre Liebe, kund. In tiefen Zügen at-

mete sie, und sie schloß die Augen und lag an seiner Brust. Sie setzten sich auf eine Bank.

\*

So war Anny an diesem Sommerabend zum Weib geworden. Nur ein bißchen geweint hatte sie. Aber Felix hatte ihr die Tränen weggeküßt und hatte sie Kleinchen genannt, und sie hatte ihn gebissen. »Du süßes Raubtier!« hatte er gesagt, während seine Lippen fieberten und sein Atem schnell und trocken ging. Das Schicksal war Anny entgegengekommen und hatte Kleinchens Schönheit Tribut gezollt.

\* \* \*

Geliebter!

Vielen, vielen Dank für alles, was Du mich lehrtest, was Du mir zeigtest. Ich bin so stolz! Und so unsagbar glücklich!

Mama war böse wegen des verspäteten Heimkommens und Papa ist es noch. Es war aber auch wirklich spät.

Fühlst Du meine Küsse noch? Brennt Deine Wange von dem Biß ? Hast Du mich lieb?

Dein Kleinchen.

\*

Die Akazien auf der Hohen Warte standen in voller Blüte. Ein Duften und Blühen prangte den ganzen schattigen Weg entlang bis zu den Rothschildgärten. Als hätte die Welt nur Glück und Jubel zu verkünden, so gab sich der sommerliche Tag voll Sonne und Wärme. Ein Klingen lag in der Luft, ein warmes Klingen . . .

---

Im Hause Rober war das Klingen nicht. Anny war weg, und mit ihr vermißten die Eltern verschiedene Schmuckstücke. Einen Brief hatte Anny zurückgelassen:

Liebe Mama, lieber Papa!

Ich mußte diesem Leben entfliehen. Obwohl ich Euch Schmerz und Schande bereite, mein Entschluß ist gefaßt und ausgeführt. Suchet mich nicht, ihr würdet mich nicht finden. Wir sehen einander wieder, bis ich glücklich bin, und meine Sehnsucht erfüllt ist, die Sehnsucht nach dem Leben, das ich bis jetzt nur ahnen durfte, nicht schauen konnte, viel weniger denn genießen. Lebet wohl!

Anny.

\* \* \*

Nun hatte der von Arbeitern und Spießbürgern bewohnte Bezirk seine Sensation. Eine Zeitlang versuchten die Eltern die Flucht ihrer Tochter zu verheimlichen. Aber lange ging dies nicht. Zuerst sprach sich ein Gerücht herum, dann wußte man es allgemein: Anny Rober war entwichen. Und die Mäuler schmieriger Frauen setzten sich in Bewegung, junge Burschen stießen einer den andern und grinsten frech, die Mädchen insbesondere, mit denen Anny nie gesprochen hatte, tuschelten sich die Neuigkeit zu: Anny Rober war unter Mitnahme ihrer und ihrer Eltern Schmuckstücke aus dem Elternhaus entwichen.

Singsanggloria! höhnten die Mädchen und die Buben sangen: A Zecherl, a Ripperl, ein Bein . . . Die Weiber drückten sich genauer aus: Mir habens eh immer gsagt, die Antschi is a Hurnmentsch.

So hörte man es, wenn man am Wohnhaus von Annys Eltern vorbeiging. Alle die guten, gefühlvollen Mitmenschen entdeckten jetzt die vielen schlechten Charaktereigenschaften und es gab keine Fehler, die Anny nicht besessen hätte.



Der Baron Rudi war vollends verrückt und seine Plattfüße segelten hin und her, schoben viel zu Max, der womöglich einige Grade bleicher geworden war, trugen ihn, zu Papa Rober, der nicht daran dachte, Sherry Brandy zu offerieren, und trugen ihn zu Mama Rober, die mit geröteten Augen in dem Kassenschrank saß, wo sie Zuckerschälchen füllte, Bäckerei sortierte und dann und wann seufzte. Ruhe herrschte in dem Raum. Zwanzigmal studierten die Familienmitglieder die Annoncenseiten des »Neuen Wiener Tagblattes« und suchten alle und immer wieder vergebens die Antwort auf ihre Aufforderung:

**Anny kehre zurück!**  
**Alles vergeben!**

Doch Anny reagierte nun einmal nicht auf die Annonce, die ihr so nahe gehen sollte. Wer konnte wissen, wo Anny war! »Suchet mich nicht; ihr würdet mich nicht finden.« Diese Worte gruben sich tief in ihre Herzen und erzeugten Leids genug.

Der Betrieb im Café Rober ging weiter. Sherry Brandy wurde wie früher angeboten, siebzig Heller das Gläschen. Max trabte in seinen Schuhen umher und ließ sich wie früher geduldig necken. Die Gäste unterhielten sich wieder. Baron Rudi

saß am Klavier und klimperte, klimperte, bis die übrigen Besucher mit ihren wenig melodischen Stimmen den Refrain sangen:

Komm in meine Liebeslaube,  
in mein Paradies — — —

oder

— — beim Brunnenmädl,  
du süße Gretl;  
Im Dunkeln,  
da munkelt sichs fein.

Im Café Rober munkelte man nichts mehr. Alles schien Anny vergessen zu haben. Der Sohn des Bezirksrates Haselbacher sagte bloß: »Hin und weg ist ein Dreck.« Mama Rober seufzte nachts beim Zubettgehen etlichemale, und Papa Rober erinnerte sich seiner Tochter nur, wenn er seine goldene Taschenuhr gebraucht hätte. »Eine Sau ist die Anny«, sagte er dann. Und Frau Thekla sagte leise: »Meine arme, schöne Anny!«

\* \* \*

Anny war eine Dame geworden. Fast über Nacht. Sie hatte eine Zweizimmerwohnung in der Capistrangasse, Felix Küffer bot Anny die Mittel, ihre Toilette auszustatten, er brachte ihr Parfüms, kaufte ihr nette Schuhchen und überhäufte sie mit Süßigkeiten und Liebesbeweisen ohne Zahl. Anny nannte sich nun Anitta Rober, und so stand es auch auf ihren Visitenkarten. Das klang so südlich, spanisch fast, und es gefiel ihr gut.

Frau Radowiner, bei der die zwei Zimmer gemietet wurden, war eine liebe Herbergsmutter. Sie übernahm die Bedienung bei Anitta Rober, wusch und fegte, holte Bier und Delikatessen, war diskret und liebenswürdig. Sie hätschelte Anitta und war immer zärtlich besorgt um deren Wohlergehen. Felix Küffer kam immer, wenn er seinen »Komiß« hinter sich hatte, ins Tuskulum, und es sah aus, als sollten diese Tage kein Ende nehmen, die süßen Stunden ewig währen.

Anitta war es, als seien die letzten zwei Monate nur ein böser, unangenehmer Traum gewesen, daß der Vater ihr, als sie zu so später Nachtstunde aus dem Prater heimkehrte, ein paar Ohrfeigen versetzte und auch sonst prügelte. Und bei

sich selbst bestätigte sie sich, daß sie nur recht handelte, wenn sie sich solchen Mißhandlungen entzog und das ihr ohnedies längst verhaßt gewesene Leben im Elternhause verließ.

Am Kanapee, eine Zigarette rauchend, dachte sie an die schnöde Behandlung, die ihr vom Vater zuteil wurde, während ihr Herz so lockend schlug und Felix entgegenjauchzte. Wie war nun alles so anders! Früher mußte sie Heimlichkeiten pflegen und mit List und Verschlagenheit die Stunden für sich gewinnen, die sie benötigte. Wie wohl taten all die Aufmerksamkeiten, deren sie nun teilhaftig wurde an der Seite Küffers. Wie respektvoll sie die Freunde und Bekannten Felix' grüßten! Wie hätte sie es länger ertragen, daß Vater sie schimpfte oder gar schlug. Das war nun vorbei und das lachende Leben war da, und sie stand in ihm, stand mitten drinnen. Sie empfand ein Dankbarkeitsgefühl für Felix, der ihr damals riet in aller Heimlichkeit zu entweichen und mit ihm, zu ihm zu kommen.

Sie verbrachte nun himmlische Stunden in dem Tuskulum. Dieses Leben konnte doch kein Ende nehmen? Felix' Liebe konnte nicht erkalten. Ach, daran dachte sie ja gar nicht! Es schien ihr Frevel. Sie war doch Felix' Kleinchen.

\* \* \*

Aber warum sollte das Leben seit den zwei Monaten, die sie nun mit Felix verbrachte, weniger grausam geworden sein? Warum sollte gerade jetzt die Sonne immerwährend auf Anittas Kopf scheinen? Warum sollte die Liebe eines Leutnants nicht erkalten? Da steht das kleine Mädchel plötzlich in einem Wirbel drin, ist des Lebens Lockungen gewohnt, mit all seinem Flitter und Tand vertraut. Und das kleine Mädchel vergißt die Pose der großen Dame, kann auf all das Angenehme, das ihr nun zur Verfügung stand, nicht mehr verzichten und wills auch nicht.

Auch Leutnantssterne verlöschen.

\* \* \*

Da kam ein Tag, und Anitta stand allein in ihrem Tuskulum. Felix Küffer kam nicht mehr. Er war satt geworden ihrer Schönheit, was sie ihm gab, hatte er genommen. Er war nett zu ihr gewesen. Sie waren also quitt. Die Rechnung stimmte. Die Liebschaft, mehr war es ja nicht gewesen, warf er zu den andern. Das war erledigt.

Die Zelt, die Anny ein großes Leuchten schien, war Felix nicht etwas gewesen, worüber man in besondere poetische Schwärmerei verfallen hätte müssen. Felix war nun so praktisch geworden und er verglich die Zeit mit den Schuhen, die er wegwarf, wenn sie die schöne Form eingebüßt hatten. Das war doch so natürlich, daß man doch nicht philosophische Neigungen deswegen bekommen könnte. So selbstverständlich und alltäglich war doch so was. Das Mädels, na mein Gott, es tat ihm ja leid, aber so ging es ja vielen Mädels. Jede kleine Liebschaft muß doch einmal ein Ende haben. Das war natürlich, auch, daß die Mädels dann zu raunzen begannen, Ansprüche stellten, Szenen machten. Darum war er für radikales Schlußmachen.

Nur keine Sentimentalitäten!

Übrigens konnte Anny immer noch ganz gut zu ihren Eltern gehen. Das kam ja auch alltäglich vor, daß so Mädeln, die dem Geliebten zuliebe, das Haus der Eltern verlassen hatten, wieder heimkehrten. Da gabs sogar noch Versöhnungsfeste und mancher verlorenen Tochter, die wieder ins Elternhaus heimkehrte, ward ein Kalb geschlachtet. Nimm nur nichts so tragisch, Felix, und zerbreche dir nicht den Kopf.

Bist ein fesches Haus.

Großstadt ist eben Großstadt. Da findet Anny sich auch den Mann, der sie heiratet und der keinen Anstoß dran nimmt, daß das liebe Mädgel ein Abenteuer gehabt hat. Und schließlich: in einen Glaskasten kann man die Mädeln auch nicht stellen. Sie drängen sich ja im Gegenteil ins Leben hinein und wollen es mitmachen. Daß sie dann manchmal einen Klaps bekommen, das ist eben schon einmal so.

Felix Küffers Gewissen war beruhigt.

\* \* \*

Im Hause des alten Rober wohnte der Student Albert Fußtaller mit seiner Mutter, einer Beamtenwitwe, die Albert, als sein Vater starb, die begonnenen Gymnasialstudien fortsetzen ließ. Es ging freilich knapp zusammen. Die Wohnung bestand aus Küche, Zimmer und Kabinett, und ein bißchen mußte auch Albert aufs Verdienen sehen, damit der Zins immer pünktlich entrichtet werden konnte. So schrieb er Kassabestätigungen für eine Versicherungsgesellschaft. Eine fade, saure und eintönige Arbeit, die aber nebst dem Zuschuß für die Mutter auch noch ein ausreichendes Zigarettengeld abwarf. Die Wohnung der Fußtaller lag im selben Stockwerk, in dem Ignaz Rober seine Wohnung hatte. Fußtaller kannte Anny Rober nur von dem zufälligen Zusammentreffen auf dem Gange oder auf der Stiege des Hauses. Er hatte nie Zeit gefunden mit Anny viel mehr als den Gruß zu wechseln, obwohl er schon gerne einmal längere Zeit mit dem Mädchen im Gespräch verweilt hätte. Aber das leidige Studieren, der Schulbesuch, ließen ihm selten Zeit dazu. Hatte er Zeit, so sah er wieder Anny nicht.



Ihm war Annys Flucht natürlich ebenfalls bekanntgeworden. Aber irgendwie erschüttern konnte ihn die Sache nicht. Er war Fatalist und ihm war höchstens leid darum, daß Anny nicht ihm die Gunst geschenkt hatte. Tragisches fand er nichts daran. Das äußerte er auch allen Menschen gegenüber, die sich mit Ausdrücken des Schreckens, oder der Entrüstung oder des scheinheiligen Mitleides an ihn wendeten und den Fall breittraten. Was geschehen war, war eben nicht ungeschehen zu machen. Sie, Anny, würde sich schon durchschlagen, alles Kopfzerbrechen der am Schicksal Annys Teilnehmenden war also überflüssig. Schluß!

\* \* \*

»Anitta geht auf den Strich, lieber Freund«, sagte der junge Schriftsteller Konrad Bürger zu dem Studios Albert Fußtaller.

Das Leben regt sich gern in üppger Fülle,  
die Jugend will sich äußern, will sich freun.

»Und hier veräußert sich die Jugend, mein lieber Freund! Eine Jugend, die mit und neben der meinen gewachsen, die mit mir die Spiele der Kindheit geteilt hat. So gehts mit den Mädchen. Jeder ergeht so, die dem Gewerbe huldigt. Sie alle haben selige Kindheitserinnerungen und Du brauchst nur einmal solch einen Ton anzuschlagen und das Mädchen, das Du zur Befriedung Deiner Lust aufsuchtest, wird innehalten mit den geilen Handbewegungen, wird aufhorchen, wird Dich ansehen, wird zu träumen vermeinen und ehe Du es hindern kannst, hängt das Mädchel an Deinem Hals. Der Zauber der Kindheitstage ist ein mächtiger, ein alle Vergangenheitsschranken durchbrechender. Glaubst Du, dem Mädchen in der Nadlergasse, dem wir Samstag nachts nach dem Vortrag unsere Aufwartung machten, ists anders gegangen? Wer weiß, wer um dieses Mäd-

chen trauert und weint, wer weiß, wer diesem Mädchen flucht und grollt? Die Welt ist weit, der Himmel hoch, sagt Erich Mühsam; und was alles wird in dieser weiten Welt, unter dem hohen Himmel? Mein lieber Freund, was alles vergeht im Laufe der Zeit, die selber Hur« ist, so groß wie keine andere. Du warst vor fünf Jahren ein geschundener, ausgebeuteter Lehrbub, pardon ein Praktikant mit fünf Kronen Salär im Monat. Ranntest dem Lehrherrn davon und der Literatur in die Arme. Es ist wahr, wir haben Dich damals ausgelacht, Fridolin und ich. Weil wir das Gymnasium besuchten, Verslehre studierten, aber sonst vor der Literatur eine heilige Scheu empfanden. Und Du, Du, der Lehrbub, kamst auf den Gedanken Literat zu werden; nein Du wolltest es ja schon sein.

Aber Mensch, es war ja doch Wahnsinn, was Du da getan hattest. Vor der Freisprechung liefst Du davon und wolltest von der Schriftstellerei leben. Hast ja auch spüren müssen, wie es ging. Hast Dich verdingen müssen als Zeitungsträger, Adressenschreiber und Hilfsarbeiter. Hast gehungert, gedarbt, Deiner Idee zuliebe. Schwer gings, gelt, aber: es ging. Was glaubst, warum ich das sage? Weil ich mich freue, das *Du das* erreicht in Deinem Alter. Du bist nicht reich geworden und darbst heute noch. Aber daß Du mit Deinem

Charakter bestanden hast, das soll *nichts* sein? Daß Dich Leute achten, gerne von Dir lesen, gerne zu Dir kommen: das alles soll *nichts* sein?

Du warst unterwegs und schrittest tüchtig aus; sie alle haben geschlafen und Deine seltene Entwicklung nicht bemerkt. Aber sie reklamieren Dich jetzt für sich. Und was hat die Zeit eben aus Dir gemacht? Das wollte ich feststellen. Du hast Dich selber gemacht, indem Du die Zelt in Deinen Dienst zu stellen wußtest. Die Welt ist rund und muß sich drehen — — —, wie oft sangen wir das Lied denn nicht gemeinsam?!«

Konrad Bürger stand beim Schreibtisch Fußstallers und sah während der Rede seines Freundes über den Rand eines aufgeschlagenen Buches, das er in den Händen hielt, zu Boden. Bürger war ein hübscher Mann von 25 Jahren. Die dunkelblonden Haare trug er aufgestellt und die Brille gab ihm etwas gelehrtes Aussehen. Bürger war intelligent, aber doch nur Autodidakt. Er hatte die Pflichtschulen besucht, war Handlungslehrling geworden und mußte dann die kaufmännischen Wissenschaften in Abendkursen erlernen, wozu er wenig Lust empfand. Seine Abneigung bezeugte er auch demonstrativ durch häufige Absenzen beim Unterricht.

»Mein lieber Albert, die aufrichtigsten und deshalb schätzenswertesten Weiber habe ich al-

lemal unter Huren gefunden. Unter den Weibern, die man den Abschaum nennt oder als notwendiges Übel bezeichnet. Unter jenen Weibern, die man des Tags verachtet, um sie nachts für dreckiges Geld zu den dreckigsten Verrichtungen zu gebrauchen. Zu Verrichtungen, vor denen den Mädchen selber graut, wozu sie aber gegen Bezahlung von den guten, anständigen Bürgern gezwungen werden. Es ist so wie beim Arbeiter. Glaubst Du, der hat seine Freude daran, daß er Gewehre, Kanonen und Dynamit fabriziert? Er will leben und für den kargen Lohn muß er sich prostituieren. Wir alle sind Huren, müssen uns um schnöden Sold verdingen und fristen so das nackte Leben. Und doch führt uns der Gedanke aufwärts: wir wollen aus dem Schmutz herauskommen und in ein anderes Leben eingehen. Deshalb sei das Evangelium der Freiheit gepredigt, damit wir uns aus dem Schlamm der Gegenwart hindurcharbeiten zur Sonne der Zukunft. Weder Herr noch Knecht!«

Bürger kam in Eifer.

»Dann, lieber Albert, wird es dieses notwendige Übel, als welches das heutige verlogene Spießerpäck das durch kapitalistische Unterjochung und Ausbeutung zur Darbietung seines Leibes entschlossene, manchmal gezwungene Mädchen, bezeichnet, nicht mehr geben. Freilich, bei Anny

war es anders. Ja, die Liebe! Albert, denke an Wendla und ihre Mutter in Frühlingserwachen! Denke daran, dann wirst Du Annys Flucht begreifen und ich hoffe: auch gutheißen. Den möchte ich kennen lernen, der mir da sagt; er hätte das Recht, mir vorzuschreiben, wie ich leben müsse. Gehts wen was an? Jeder sei seines Glückes Schmied. Was ist denn Ehre? Chuzpe. Ein Haufen Geld ist Ehre, und Armut keine. Armut ist zwar keine Schande, sagen die reichen Leute den armen so oft als möglich und dazu noch: Dreht euch nicht um, der Plumpsack geht um. Gewiß ist Armut keine Schande, aber unangenehm und vor allem ungerecht.«

»Du weißt, Konrad«, sprach Fußtaller, daß ich Dir in diesen Dingen immer recht gebe. Weil das Natürliche immer vernünftig ist und weil vor allem die freie Auffassung uns Jungen am besten behagt. Wir würden solchen Anschauungen huldigen, wenn sie auch nicht vernünftig und die einzig richtigen wären. Sprechen wir über Anny ein andermal weiter. Mizzi erwartet mich im Aussichtsweg, bitte, begleite mich.«

\* \* \*

Anny tat nichts, um Felix wieder zu gewinnen. Sie nahm die Tatsache als unabänderlich hin.

Felix hatte genug von ihr. Was sollte ihm der Tisch, an dem er sich gesättigt? Er war von ihm aufgestanden und ging eben seiner Wege. War das aber nicht natürlich? Ja, es war ganz natürlich. Der Verlust schmerzte sie so tief wie diese Erkenntnis, deren Richtigkeit sie darum aber nicht bestreiten und bezweifeln konnte.

Sie konnte Felix darum auch nicht grollen. Nie würde sie ein hartes Wort über ihn sagen können. Ein Narr hätte er gewesen sein müssen, hätte er nicht genommen, was sie ihm gegeben. Nun mußte sie die Suppe allein auslöffeln und sie war bereit dazu. Sie war entschlossen, auf eigenen Füßen zu stehen. Ins Elternhaus heimkehren, sich zu demütigen, Gnade und Vergebung zu erflehen, das kam ihr nicht in den Sinn. Nicht einen Augenblick dachte sie daran, sich von den Stammgästen des väterlichen Cafés, von diesen Laffen angaffen und bemitleiden zu lassen. Nein! Nimmermehr!

Noch hatte sie Geld und konnte einige Wochen auskommen. Der Zufall, ein Geselle, der so vieles

im Leben schlichtet und richtet, dem blieb es  
überlassen, ihr einen Weg ins Freie zu weisen.

\* \* \*



Und Anny hatte (sie alle gleich lieb, und alle waren ihr im selben Maße gleichgültig. Der Glatzköpfige wie der Paralytiker, der Hochstapler wie der Kavalier. Wie käme sie dazu, dem Bankdefraudanten oder dem Wechselfälscher Vorträge moralischer Art zu halten? Sie sollte ihnen, den Herren der Schöpfung, Vorhalte machen, daß sie Weib und Kind daheim hätten? A bah! Jeder müßte seinen Hieb abbekommen. Ob mit, ob ohne Krone, Staatsanwalt und Theologe, ganz gleich, das waltende Geschick ist wie die Syphilis. Es befällt jeden, bahnt sich den Weg über Existenzen und Leichen und lacht Hohn aller Moral und der frommen Bemühungen der dummen, stolzen, strebenden, schmutzigen und geifernden Menschen. Wenn die ausgleichende Gerechtigkeit sich auf den Weg macht, unaufhaltsam und unbeirrbar, dann ist ihr Schritt ein zermalmender, vernichtender und verwüstender.

Annys neue Freunde waren Freunde für die Dauer einer Nacht oder eines einzigen Tages. So war es ihr recht.

\* \* \*

Geld hält die heutige Gesellschaftsordnung zusammen. Ohne Geld ist der beste Mensch in den Augen seiner Mitmenschen ein charakterloses Subjekt ohne Daseinsberechtigung, ein erbarmungswürdiges Anhängsel. Der Mensch ohne Geld ist etwas überflüssiges, unangenehmes sich selbst und wie erst den anderen. Hat man Geld, braucht man keine Moral, besitzt man keines, ist man ein Lump, ein Hund. Und die sind die Braven, die den anderen alles weggenommen haben, die sind die Anständigen, die sich mästen von dem, was andere erzeugen und schaffen und sich, blind und faul genug! mit einem Butterbrot begnügen!!!

\* \* \*

Anny verschlammte zusehends. Die elegante Kleidung vernachlässigte sie, Gesicht und Hände waren ungepflegt und die Fingernägel hatten schwarze Ränder. Das liebe Gesicht war blaß und die dunklen Haare hingen wirr hinein. Der Schmuck befand sich im Versatzamt, das Geld war knapp und das Geschäft ging schlecht. Daran war auch das Aussehen Annys schuldtragend. Ein Mädels, das im Bruch ist, geht zur Burgmusik. Und dort finden sich nur Kavaliere, die gewohnt sind, Bankhäuser mit Stemmeisen aufzumachen. Auf den Bänken des Motivparks sitzen auch nicht die reichsten Männer.

Manchmal begegnete Anny einem Bekannten aus ihrem früheren Wohnort. Da drückte sie sich, wenn es ging, rasch in eine Seitengasse. Die Frechheit der Hure besaß sie noch nicht. Sie war fast noch Kind gewesen, als sie sich verschenkt hatte . . .

Und der, der ihr den Weg gewiesen aus Traum und Sehnen in die Wirklichkeit: er hatte sie lachend verabschiedet, die kleine Närrin.

Anny Rober ging zur Burgmusik. Was verschlug es, daß man sie nun als »Krätzer!« erkennen würde. Als sie hinkam in den Burghof, war

der Trubel vorüber. Arbeitslose zogen in Gruppen ab. Sie hatten Tschicks im Mund, die Hände in den Hosentaschen. ' Dann und wann schneuzte sich einer mit der bloßen Hand; klatschend fiel der Sputum auf das Pflaster. Lehrmädels koketierten mit jungen Burschen, alte Weiber humpelten, die Brust patriotischer Hochgefühle voll, durchs Durchhaus.

Das Eldorado der Wiener gestrandeten Existenzen ist der Volksgarten. Die normal veranlagten jungen Herren gehen hier darauf aus, in schönen Tagen Mädchen kennen zu lernen, und die warmen Brüder suchen und finden ebenfalls ihre Würzen.

In den Volksgarten lenkte Anny ihre Schritte und nahm auf einer Bank Platz. Ließ die lieben, leuchtenden Bilder ihrer Kinderzeit Revue passieren, dachte an ihre Spielgenossen, die »ordentlich« lebten, in Büros und Salons tätig waren und in ihrer freien Zeit am Arme ihrer Liebsten die einsamen Wege um den Kahlenberg gingen.

Dachte an sie und fand, daß sie alle, die nun glücklich waren, so wenig Echtheit in ihren Gefühlen aufwiesen, so wenig Feuer und gar keinen Mut besaßen. Sie wanderten alle die ausgetretenen Wege bürgerlicher Anständigkeit.

Anständig nach außen hin für die nach außen hin Anständigen. Außen wars ein Hui! und im Innern? Und das nannten sie Leben!

Und wer glaubte an ihren Idealismus? der sie beseelt hatte, der sie voll und ganz erfaßt hatte? Ihr Kindertraum, ihr Kindertraum . . .

Nun blieb ihr Eines: Felix! Der liebe Name Felix — — — Und ein dankbares Gedenken an ihn, der ihr Liebes gegeben. Und der ihre Persönlichkeit der Schutzlosigkeit überantwortete. Was tat dies? Er hatte ihres Leibes Knospe wachgeküßt. Die erschlossene Blüte trieb nun im Winde auf und ab, her und hin . . .

Wie Andere Ringe gaben, Armbänder, Broschen: sie hatte sich gegeben. Nimm mich! Lauteres Gold! Behütest du es nun oder nicht: was liegt daran! Der Mensch muß sich dem Menschen geben und Seele der Seele. Leib dem Leib. Blut zum Blut, das warme, das junge, das jauchzende! Was ist dagegen ein Ringlein?

Fernher vernahm sie die Welsen der Musikkapelle. Da fiel ihr nun Jakob Julius Davids Gedicht »Burgmusik« ein und leise sagte sichs Anny vor:

Verlaufen Volk in dichten Reihn,  
Ein fernes Hörnergellen.  
Und schrill und schriller klingt darein  
Das Rasseln der Tschinellen.

Die Burgmusik! Sie zieht herauf,  
Da leeren sich die Stuben,  
Dahinter kommt ein wüster Hauf:  
Das sind die Kappelbuben.

Das jauchzt und johlt, durchpfeift den Wind,  
Gibt seine Lust den Lüften.  
Dazwischen geht ein schönes Kind  
Und wiegt sich in den Hüften.  
Es jubelt mit, schlägt Hand in Hand,  
Als ob's im Himmel wäre.  
Die Seligkeit für ein Gewand,  
Für einen Tanz die Ehre!

Wenn es dem Menschen dreckig geht, wird er Philosoph und Dichter. Dann reibt sich das Leben seine Krätzen an ihm und geht weiter zum Nächsten. Anny beachtete nicht die aufmunternden Blicke und beachtete nicht die Kopfbewegungen der vorübergehenden Arbeitslosen. Und achtete nicht der Zurufe: »Na, was ists denn, Zecherl!« Jetzt war sie Kind, ganz Kind. Nun dachte sie an Vater, Mutter, an Max. Stand auf und ging ins Volkscafé. Dort schrieb sie ein Kuvert und sandte das Gedicht an Max. Mit Grüßen an die Eltern. Anny, die Hure Anny, war ein Mensch — — —

\* \* \*

Mit dem alten Rober stand es die letzte Zeit sehr schlecht, er hustete immerfort, verfluchte die Antschi, dieses Hurenmensch. Mürrisch und verdrossen saß er im Lehnstuhl und sah zum Fenster auf die Hohe Warte hinaus. Seine Gesichtsfarbe wurde immer gelber, die Backenknochen traten mehr und mehr hervor, das Kinn war ganz spitz geworden und der Husten piff scharf. Ignaz Rober war mürrisch und dies weit unangenehmer als es sonst Kranke waren.

Um das Geschäft konnte er sich nicht mehr kümmern. Nur selten verließ er die Wohnung und ging ins Lokal hinunter, an Tagen, an denen er sich wohler fühlte. Aber Sherry Brandy empfahl er seinen Gästen nicht und die Hände rieb er sich auch nicht mehr. Dazu war er zu schwach und zu verdrossen. Und außerdem schmerzten ihn die mageren, durchsichtigen Hände. Traten Gäste ein, dann sah er sie mit unsäglich traurigem Blick an und grüßte mit tonloser Stimme. Fragte ihn ein Gast:

»Na, wie haben wirs denn, Herr Rober?« so gab er in der Regel zur Antwort: »Der Husten und die Antschi rammen mich weg.«

Papa Rober trocknete ein. Max wurde Faktotum des Geschäftes und Mama Rober, die immer scheue und doch verständige Blicke nach ihres Mannes wachsgelbem Gesicht sandte und in ihrem Innern Gott um Erlösung und ein leichtes Sterben ihres Mannes bat, eilte gedrückt zwar, aber doch geschäftig durchs Lokal. Leben muß man und allzuviel Sentimentalität wäre dem Geschäftsbetriebe abträglich gewesen.

Die Gäste hielten sich von Ignaz Rober fern. Keineswegs aus hygienischen Rücksichten, sondern einfach deshalb, weil mit dem alten »Grip-pelspiel« nichts anzufangen war. Wovon sie auch mit ihm sprechen konnten, immer kam er auf seinen Husten und auf das Hurenmensch Antschi zu sprechen. Das war schon langweilig und fad. »Soll halt die Fräuln Antschi der Teufel holen! Bis an säubern Rauber hat, wirds schon hamkommen.«

Und das Automatenwerkel spielte:

Komm in meine Liebeslaube,  
In mein Paradies . . .

Eines Sonntags dann, als der Fußballplatz tausende Besucher hatte und ein Budapester Klub ein Wettspiel absolvierte, legte sich Ignaz Rober hin und starb. Nun hatte man die Bescherung!



Das Geschäft ging flott und das Lokal war dicht gefüllt. Oben in der Wohnung lag der alte Rober kalt und starr, die Augenhöhlen tief eingefallen.

Immer neue Gäste kamen und sprachen ungarisch. Das Automatenwerkel war im Gange. Und an den zwei sonst leeren Gassenfenstern waren Packpapierbogen aufgeklebt. Mit roter Tinte hatte Max daraufgemalt:

### **!!! KÁVEHÁZ !!!**

Aber nicht nur Robers Sterbetag war, und nicht nur das Fußballmatch mit Ungarn war an diesem Sonntag. Blumentag war noch und »Frauen der Gesellschaft« sammelten »für das Kind«. Die Gesellschaft sorgte dafür, daß die Kinder arm, bleich und elend wurden, und an einem bestimmten Tage im Jahr warfen sich dann die »Frauen der Gesellschaft« in die feinsten Toiletten und machten sich an das Rettungswerk des Kindes. Sie unterfertigten rührende Aufrufe mit ihren klangvollen Namen, vereinigten sich in Komitees und Subkomitees, fuhren in herrlichen Toiletten mit Fiakern die Bezirksstellen ab, sahen nach dem Rechten, erwiderten zur Linken die Grüße der Kavaliere — und das Volk gab die Spenden »für das Kind«.

Silvia Schubita war Komiteedame und hatte ihr Blumenlager bei Gerstner in der Kärntnerstraße aufgeschlagen. Bei Gerstner war sie immer gerne, und noch als sie ins Lyzeum ging und so großes Interesse an okkulten Spielereien besaß, lud sie sich manchen Kavalier in die Konditorei zum Rendezvous. Dann war sie oft nach Gutenstein gefahren wie damals mit dem Redakteur, oder nach Mürzzuschlag mit dem Baumeister, dem sie auf der Fahrt plötzlich die kleine Browningpistole an die Stirne setzte, so daß der gute Bauch heftig erschrak und entsetzt rief:

»Mach doch keine solchen Witze, Silvia!« Und Silvia antwortete, indem sie sich auf seinen Schoß schwang: »Ich meine es ja auch ganz ernst, Dickerl!« Als er aber ernstlich böse wurde und mit dem Peitscherl drohte, das auf dem Popo tanzen würde, ließ sie ab von ihrem sonderbaren Gebaren.

Ja der Gerstner! Hier gabs Erinnerungen die Fülle. Den Erinnerungen nachzuhängen, war süßer und dankbarer als sich »für das Kind« zu alterieren. Da erzählte ihr ein Glatzkopf, der auf einem langen, hageren, verbrauchten Körper residierte, von Hyperkultur und Naturalismus. Er sah aus wie ein Grotteskkomiker wenn er Silvia von dyonisischem Taumelgesang erzählte und mit seiner meckernden Stimme vom Aufgehen in

Schönheit, vom gesteigerten Lustempfinden sprach und vom Weinlaub im Haus.

Silvia dachte an Gutenstein, an diese drei glücklichen Tage im Oktober, deren Folgen sie fürchtete, aber doch ausblieben. Und sie erlebte alles wieder in der Erinnerung. Wie ihr heiß und schwül wurde, wie sie die Fingernägel in das Fleisch ihrer Brüste krallte. Ihr Atem stockte, ihre Schläfen hämmerten, die Pulse schlugen in fliegender Hast. Die Süße solcher Abenteuer auszukosten, darauf verstand sich Silvia, die in der Kultur der Griechen bewandert war wie in den Mysterien des Pseudookkultismus, der in Wahrheit verhüllter Perversionskult war.

Abends dann, nachdem die Aktion »für das Kind« beendet war, traf man sich im Bund. Der Dionysler war auch dabei und studierte gründlich okkulte Geheimnisse und deren Reize.

\* \* \*

Vom Jesuitengassel führte der Eingang in das Extrastüberl, das seinen Namen sehr mit Unrecht trug. Denn in dieser finsternen Kaschemme mit der schadhafte Wandbemalung starrte Schmutz und Armseligkeit dem Besucher entgegen. Das Zimmer hatte nur ein Fenster, das in den Hof führte. Lange Zeit war es nicht gewaschen worden. Die Luft war dumpf und stickig. Immer roch es hier nach altem Bier und nach Speiseresten, Fliegen summt an den halbblinden Fensterscheiben und der Kronprinz Rudolf, der mit seiner hohen Frau Gemahlin an der einen Seitenwand hing, mußte sich die despektierlichste Behandlung von den Fliegen gefallen lassen. Hunderte kleine Pünktchen wiesen Glas und Rahmen auf. An der anderen Seitenwand hing ein Luegerbild, auch arg vernachlässigt, und in der Ecke zur Eingangstür stand auf einem hingenagelten Brett die blau-, gelb- und rotbestrichene Gipsbüste Vater Radetzky's. In der Mitte der Stube stand ein verstaubter Ofen, und neben ihm zur Wand hin ein Klavier, freilich arg hergenommen, aber noch das beste Möbelstück. Die Gäste behüteten es, stimmten die Töne ein, reinigten es vom Staub.

An das Extrastüberl schloß sich zurrechten Hand die Küche an, dann kam man ins Gastzimmer des Wirtshauses, dessen Eingang in der Schönlaterngasse von den Gästen des Extrastüberls nicht benützt wurde.

Sie wollten unter sich sein und dem Wirt war es so ganz recht. Denn er war grantig, alt und klein, und vermochte den Betrieb eigentlich längst nicht mehr zu führen. Nicht er stand über dem Geschäft, das Geschäft stand über ihn und er trippelte dem Geschäfte nach. Seine Frau war resoluter, aber ihr war die Küche anvertraut und in ihr schaffte sie mit einem Mädchen. Große Blechgefäße standen da mit gekochten und geschälten Erdäpfel, Kraut, Kohl und Bohnen. Blut- und Leberwürste lagen in Mengen am Fensterbrett. Das Gasthaus Fribels war eines der billigsten. Im Gastzimmer saßen Kutscher, Maurer und Geschäftsdienner, deren Einkommen gering war. Sie hatten keine kostspieligen Menüs zu verzehren.

Das Hinterstüberl war eigentlich nur ein Nachtgeschäft, aber das lohnte sich mehr als das im Schankzimmer. Die Mädeln vom Lugeck, von der Bäckerstraße und von der Sonnenfelsingasse kamen zum Nachtmahl, ihre Strizzi tranken hier Wein, und Homosexuelle kamen auch her, die »Abigeher« hießen sie, schnapsten sich manchen Liter aus, Diebe und Hehler gaben sich hier Ren-

dezvous, Käufer und Verkäufer der Judengasse trafen in Fribeis Extrastüberl zusammen. Noch einige Deklassierte gehörten zu den Stammgästen: ein wirklicher Dichter, der Verse im 40 Kilometertempo schrieb, ein verbummelter Graf, den die Mädeln sehr lieb hatten und einige Kommiss aus der Umgebung, denen das Sumpfen zum Bedürfnis geworden war und das Spielen mit den speckigen »Schnapskarten.« Sie saßen alle durcheinandergewürfelt an den drei Tischen, stritten wegen des »Zudrehens«, wegen der »Zwanzger« und der »Vierzger«, verfolgten das Abzählen der Karten beim »Genugkriegen« mit heißem Interesse, und spuckten unter die Tische. Der »Motzl«, ein Zuhälter, saß beim Klavier und die nicht am Kartenspiel Interessierten sangen überlaut:

Ich bin geboren in dem Jahr,  
da der Komet am Himmel war.

Dann wurde auch getanzt, daß der Staub aufwirbelte und wenn es so »dulli« war, erklärten die Mädeln: »Heut is preßt, mir pfeiffn aufs Gschäft« und später verbanden sie sich in Liebe mit den männlichen Besuchern des Extrastüberls.

Einmal hatte sich Anny Rober hieher verirrt zum Nachtmahl. Nie mehr wieder! Das Essen war billig, ja, aber diese Menschen! Die Männer fanden, daß sie ein liebes Katzerl sei, und gleich wollte der »Motzl« mit ihr Freundschaft schließen und die bucklige Olga mit den Krallenhänden versuchte sie zu bemuttern. Sie wies alle Annäherungen erschrocken und angewidert ab.

»Sie is no a neuचे, a frische. Laßts as gehn!«, rief die Schwarzberger Resi, und man ließ Anny unbeachtet. Der Dichter äugte zu Anny hinüber und der Graf richtete sich seinen rotseidenen Selbstbinder, um einen guten Eindruck zu machen. Und der »Motzl« hockte schon wieder beim Klavier:

Ich bin geboren in dem Jahr,  
da der Komet am Himmel war.

Die Kartenspieler begannen zu streiten:

»Du Hur!«

»Du Strizzi!«

»Kusch, Saumensch syphilitisches!«

»Leck mich im Arsch, du Pülcher!«

Ein Durcheinanderschreien, Sesselrücken. Gläser waren umgestürzt und auf den Boden gefallen. In diesem Stadium der Unterhaltung war Anny geflüchtet. Aber es war sehr bald wieder

ruhig geworden. Der Strizzi blutete von der Wange, die ihm seine Partnerin mit einer Haarnadel aufgerissen hatte.

Streiten und Raufen war hier an der Tagesordnung. Im Handumdrehen war alles wieder gut. Die Wogen der Empörung legten sich rasch. Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.

\* \* \*



Wien, am 3. Juli 1913.

Sehr geehrter Herr Bürger!

Ihre Adresse erfuhr ich in der Buchhandlung, in der ich Ihr Buch: »Fatum, Geschichten einer Jugend« kaufte. Ich bin so erfreut über diese kleinen Skizzen, die mich wunderbar anmuten, weil ich Sie kenne und die Örtlichkeit, in der die Geschichten sich ereignen. Sie sind so ernst und werden eine Bitte, die ich nun ausspreche, nicht mißverstehen: ich will mit Ihnen sprechen und ich bitte Sie, ein Zusammentreffen zu ermöglichen. Erinnern Sie sich meiner noch? Ihr kleines Buch hat mir soviel Vertrauen eingeflößt. Bitte, schreiben Sie mir, und sagen Sie keinem Menschen von diesem Brief. Ich warte mit Spannung und Ungeduld.

Anny Rober,  
IX., Bleichergasse 8/5.

\*

An allen Ecken und Enden luden Plakate zur 150. Aufführung der blauen Maus mit Madge Lessing ins Grabenkino. Die heiße Nachmittagssonne brannte auf das Wiener Pflaster, die Menschen waren träge, und die Pferde der Fiakerkutscher blinzelten störrisch und verdrossen drein. Der Graben war wenig belebt. Ein staubiges Grau ließ die Menschen den Atem anhalten. Der Straßenasphalt wurde stellenweise weich vor Hitze und stank. In seinen Geruch mischte sich der Geruch der Jauche von den Fiakerstandplätzen, die Kutscher gähnten ungeniert mit weit aufgerissenen Mäulern. Selbst sie, die sich jeder Situation gewachsen zeigten, waren faul, schläfrig, und hockten und standen um ihre »Jucker« herum. Die einzigen fleißigen Menschen, die man sah, waren Wasserer, die mit ihren Holzbutten von Wagen zu Wagen gingen und diese wuschen. Schwerfällige Omnibusse wackelten über den Asphalt. Da standen bekannte Bettlertypen, und Blumenmädchen in vorgerücktem Alter boten den Inhalt ihrer Körbe den Vorübergehenden an: Rosen, Nelken, Maiglöckchen und Reseda. Ein alter Jude bot Briefpapier und Notizbücher feil, Ansichtskarten: 10 Stück für 10 Kreuzer. Taschenspiegel,

Kämme, Hosenträger und Schuhriemen. »Alles billiger und besser, wie überall!«

Wien lag im Sommerschlaf und nur am Abend wurde es etwas munterer. Wien wird schön erst bei Nacht . . .

An der Ecke Graben—Kohlmarkt gab es eine mäßige Menschenansammlung. Da war zunächst der Eingang ins Grabenkino, und heute wurde »Die blaue Maus« zum hundertundfünfzigsten Male vorgeführt. Zum großen Teil war die Jugend gekommen, dem »Ereignis« beizuwohnen.

Anny Rober und Konrad Bürger waren unter den Besuchern. Sie lachten mit. Die Vorstellung begann vergnüglich, und wenn ein Bild Anny wohl gefiel, drückte sie Bürger die Hand. Sie saßen eng zusammengerückt. So vergnüglich die Vorstellung begann, so vergnüglich endete sie auch.

Anny und Bürger schritten den Graben entlang durch die Rotenturmstraße, übersetzten den Stubenring und gingen ins Café Bürgertheater.

»Woran denkst Du, Konrad ?«, sagte Anny.

»Ich denke an die stupide Hilflosigkeit der Frauen, an die Wertlosigkeit aller ihrer sogenannten politischen Betätigung, an die beschämenden Bestrebungen und Tendenzen, denen sich die Frauen aufopfern in der Meinung, weiß Gott wie groß und hehr ihre Ideale sind! Ich

denke an die Frauen, deren höchstes und heiligstes Recht das der Stimmenabgabe und der Wahlberechtigung ist, während sie als Persönlichkeiten getreten und geschunden sind — genau so wie die Männer. Wahlrecht und das Recht der Wiederverehelichung, das sind die zwei Kardinalpunkte, um die sich bei den Frauen alles Interesse legt. Einen zweiten und dritten Ehebund eingehen zu dürfen, darum betteln sie! Ob der Bund ein Herzensbund ist, interessiert diese Frauen weniger. Nur eine Angst kennen sie: daß die Priester der verschiedenen Konfessionen ihren Bund nicht anerkennen, ihrer Wahl den sogenannten Segen verweigern. Und diese Führerinnen! Tagsüber spielten sie Lawn-Tennis, sekkierten die Dienstmädchen, in denen sie Menschen minderer Qualität sahen, und am Abend traten sie in Versammlungen auf als Verfechterinnen politischer Frauenrechte. Und während es noch Findelhäuser gab und Prostituierte dem verlogenen und um seinen Geldsack besorgten Spießerpäck als »notwendiges Übel« dienen mußten, wo die tägliche Chronik Kindesmord um Kindesmord verzeichnete, wo Frauen sich, um dieses bischen Leben fristen zu können, zu den schwersten Arbeitsverrichtungen bei den Bauten hergeben mußten, wo junge Mütter, wenn sie gesund und kräftig waren, gegen Bezahlung Am-

mendienste leisten mußten, damit der schlechtgeratene Sprößling eines begüterten Schwachkopfes dem Leben erhalten bleibe. Welch ein schreckliches Narrenhaus ist diese Gegenwart!«

»Glaubst Du, daß dies anders wird, Konrad? Glaubst Du, daß es in Jemandes Macht und Absicht liegt, uns, den Menschen überhaupt Rechte zu geben? Rechte müssen genommen werden, dann sind sie Rechte, an denen niemand rüttelt und deutelt. Die Frauen haben ein Recht, über das sie selbst verfügen, frei und souverän: das Recht auf ihren Leib.«

»Anny, die ganze Welt besteht aus Charlatanerie, Knechtseligkeit und Schuftigkeit. In dieser Welt nimmt Wien eine dominierende Stelle ein. Nirgends ist die Charakterlosigkeit so ausgeprägt als gerade in Wien, und kein Volk der Welt ist denkfauler, ärmer am Willen zur Tat als dieses Wiener Volk, dessen vielgerühmte Gemütlichkeit nichts anderes ist als Charakterlosigkeit und Charakterschwäche. Und wo sich solche Eigenschaften organisiert vorfinden, in Bündeln und Parteien vereinigt, mit Führern voran, die um die Gunst der Massen buhlen, weil sie nur so zu Macht und Einfluß gelangen und dabei das Volk doch einlullen können, da gedeiht dann die Stupidität, an der hier alles krankt. Nichts, rein nichts nehmen die Wiener selbst in die Hand,

nicht einmal ihre Führer wählen sie, sie werden ihnen aufgeschwatzt, von einer Parteileitung vorgeschrieben. Und nun gelüftet es auch den Frauen, in den politischen Schmutz zu steigen. Niemand zeigt ihnen die natürlichen Befreiungswege, von denen sie sich immer mehr und mehr entfernen. Durch die Politik entfremden sich Frauen und Männer ihrem natürlichen Instinkt, sie katzbalgen sich herum, beschimpfen und verleumden, die im anderen Lager stehen und sehen nicht, wie sie wirtschaftlich und geistig immer tiefer sinken, verkommen.«

»Du bist feurigen Eifers voll, Konrad. Und doch, die Menschen würden Dich nicht verstehen wollen, selbst wenn Du mit Engelszungen reden würdest. Der Mensch kann nicht leben ohne seinem Mitmenschen wehe zu tun. Einer schadet dem andern; die Menschen sind wie Hunde auf- und gegeneinander. Keiner sieht in seinem Nebenmenschen den Bruder sondern den Konkurrenten um den Bissen Brot. Der Platz an der Sonne wird mit den Fäusten erkämpft, brutal und rücksichtslos wird der andere mit dem Ellbogen weggestoßen. Mit Neid, Ärger und Mißgunst sind wir erfüllt, und mit scheelen Augen sehen wir nach des Nachbars besserem Rock. Das ist ja eigentlich natürlich. Schau, wie soll *ich* denn hinaus in dieses wilde Meer des Erraffens, Strebens und Gei-

ferns? Ich mit meiner verlorenen Jugend, mit dem schlecht gehüteten Geheimnis meiner Vergangenheit und Gegenwart, das ich besser schwerlich werde hüten können. Mir wird manchmal schon ein bißchen ängstlich. Die Welt vergißt nicht so leicht und so nicht gerne. Und trägt doch das Kainszeichen totaler Verkommenheit an sich, ein Zeichen, sichtbar wie eine Krankheit. Jedem Menschen drückt sie das Zeichen auf. Der Idiot im Monokel, und der Mann im Arbeitsrock, beide haben es. Der Arbeiter wird seiner besser gewahr, ihn drückt es schmachvoller. Rot verfärben sich seine Wangen vor Wut und Ohnmacht, aber er trägt das Zeichen, besauft sich und nennt seine eigenen Kinder Hurenbankerten. Ja, er flucht, sonst nichts. Er ballt die Faust im Sack, öffnet sie aber nicht zur Tat, die ihn erlöse, ihn und seine Zukunft und die des Menschengeschlechtes.«

Bürger hörte mit Staunen und Aufmerksamkeit so viel unerwartete Wahrheiten. Nie hatte er geglaubt, daß Anny so gründlich die Verlogenheit des gegenwärtigen Lebens durchschaut habe.

»Wenn wir wollen, daß die Welt anders wird, dann, Anny, müssen wir bei uns beginnen, denn der Einzelne gehört zu ihr, aus Einzelnen setzt sie sich zusammen. Wenn wir heute mit ihr nichts zu tun haben wollen, läßt sie uns doch nicht los.

Anny, weißt Du, mir solltest Du nichts verheimlichen und vor mir brauchst Du nichts zu beschönigen, wenn Du von Dir sprichst. Ich kenne die Tiefen des Lebens, in seinen Niederungen bin ich daheimgewesen als Suchender und als Sehender, manchmal als einer, der sich verloren glaubte. Gib mir die Hand, Anny. Wenn Du fühlst, daß Du Dich mir vertrauen darfst, dann mußt Du dies tun, Mädel. Sonst gehst Du unter. Da schlag ein.«

Bürger hatte warm auf sie eingesprochen, doch Anny zögerte, einzuschlagen.

»Schau, ein gescheiter Mann hat einmal gesagt: »Mir scheint, es gibt Verlorene, die einmal leuchten werden wie des Himmels Glanz, wenn die harten Schalen ihrer Verlorenheit zerbrochen sind, und ihre verborgene heiße Sehnsucht nach Wahrheit und Freiheit offenbar wird.«

Und weißt Du, was ein anderer sagt? Ein Schutzpatron und Wegweiser aller, die suchend auszogen um nach vielen und großen Verlusten den einzig wertvollen Fund zu machen: sich selbst zu finden? Weißt Du, was dieser, Peter Hille, sagt: Es gibt nur ein Frauenrecht und das heißt Liebe! —

Du hast gekämpft um dieses Recht und hast die Schalen der Verlorenheit zerbrochen. Entbehrenungen haben Dich wissen gemacht und allen Schmutz hast Du hinter Dir gelassen. Nichts engt



Dich ein. Jetzt willst Du verzweifeln an Dir? Rede doch, Anny, rede doch!«

»Konrad, zu viel kommt über mich. Daß Du so zu mir sprechen würdest, wo hätte ich das ahnen sollen, als Du zu mir kamst? Gerade Du, den ich immer nur flüchtig gesehen hatte und über den ich mich lustig zu machen wußte seines komischen breitkrämpigen Hutes wegen.«

Da standen auch schon Tränen in ihren Augen. Anny streckte Bürger beide Hände entgegen: »Verzeihe mir das, verzeihe mir das!«

»Aber Anny. Alles ist Übergang. Wir schreiten eben vom Irrtum zur Wahrheit. Sei kein Tschaperl, und weine nicht!«

Sie brachen auf.

»Willst Du diese Nacht mit mir sein, Konrad?«

»Ich bin gerne mit Dir, Anny.«

In einem Hotel nahmen sie ein Zimmer.

\*

Anny,

es ist etwas schönes um die Begeisterung. Und die Fähigkeit, zu begeistern, ist reine Kunst. Ich kannte Dich nicht und ein Buch vermittelte mir Deine liebe Freundschaft, ein Buch aus der unabsehbaren Reihe jener, die uns Menschen besser oder schlechter machen. Du warst mutlos und

Dein erstes Schreiben an mich trug so deutlich den Stempel der Verzweiflung an der Menschheit. Umso freudiger erkenne ich es an, daß Du Lebenslust gewonnen, nach jedem meiner Briefe mehr und als wir einander persönlich gegenüberstanden, als Du mir die Hand gabst, da leuchtete dein Auge: »Gelt, Ich und Du?«

Anny, Deine krausen Schriftzüge kündeten Begeisterung. Aus Nacht und Not, aus Qual und Pein, aus Elend und Verzweiflung sind stets die besten Menschen emporgestiegen ans Licht. Vielleicht, daß sie die Sonne blendet, aber nur im Beginn des neuerwachten Seins; vielleicht, daß sie Schmerzen ertragen, doch was im Leben ginge schmerzlos an uns vorüber? Beginnt das Menschwerden mit Schmerzen und »In Schmerzen wird alles Menschliche geboren.«

Freuen wir uns, Schwesterlein. Hoch über uns die Sonne und wir Suchenden ziehen durch ihre goldene Fülle und erleben sonnengoldene Tage des Glückes. Dieser Sommer führt zur Ewigkeit und Menschen, die den Weg wandeln, gehen lachend in den Tod. Eines edlen Weibes Glück und Güte ist Sonne, ist Sommer, Freude und Schönheit. Ist Wahrheit und erfüllte, lang gesuchte Schönheit.

Konrad Bürger.

\* \* \*

Die Sache begann zu stinken. Zweifellos war da eine Denunziation geschehen. Silvias Großmama, diese beschränkte Behäbigkeit, wußte eines Morgens, woher ihres Enkelkinds neuer roter Filzhut mit der breiten Krämpe sein könnte und sie wußte, daß das graue Automobil, das sie an der Ecke der Kloster- und Wiesengasse öfters an schönen Abenden stehen sah, ihr Enkelkind Silvia jedesmal entführte. Sie wußte mit einem Male ungewöhnlich viel und mutmaßte trotz ihrer Beschränktheit nicht weniger. Sie wußte, daß Silvia einen ziemlich ausgedehnten Kreis von Herrenbekanntschaften hatte, daß sie Post-restante-Briefe empfing, daß sie in der Konditorei gegenüber ihrem Wohnhaus eine förmliche Telephonnachrichtenstelle eingerichtet hatte, wonach sie sich die Rendezvous einteilte. Und die liebe gute Großmama hatte von all den Dingen nie auch nur das geringste gemerkt. Und wenn der Hausbesorger, der in ihrem Hause Hauswart hieß und also schon ein sogenannter besserer Mensch war, auf ihr Befragen und eindringliches Bitten nicht gesprochen hätte, würde ihr bloß nicht bekannt geworden sein, daß ihr Enkelkind sogar in der Wohnung Herrenbesuche empfing.

Und, wie dem Herrn Hauswart schien, zu Zeiten, da die gute Großmama sogar in der Wohnung anwesend war. Während die Großmama, erschreckt und niedergedrückt von all den Neuigkeiten sich immer die Frage vorlegte, woher denn das Mädels nur dieses Raffiment und diesen Hang zum Leichtsinn hätte, sagte der Herr Hauswart zu seiner Frau: »So was liegt meistens in der Familie und vererbt sich; ich hauert mein Kind die Haxen ab«. Die reichlichen Trinkgelder hatte er zwar immer von Silvia genommen, aber er gab gleichzeitig dem Straßenkehrer und der Milchfrau mit bedeutungsvollem Kopfnicken recht, wenn sie sich über Silvia abträglich äußerten. Und wenn er mit dem Trinkgeld Silvias vom Hausflur in seine Wohnung trat, sprach er mit seiner Frau auch nie über die Ähnlichkeit Silvias mit einem Engel aus dem Himmel des Herrn.

Die Großmama weinte. Je länger sie auf Silvias Heimkehr wartete, desto mehr weinte sie, und je mehr sie sich grämte, desto sicherer dämmerte ihr eine Ahnung in dem umdüsterten Bewußtsein auf: daß das Mädels überhaupt nicht mehr heimkäme, daß Silvia sich mit ihren Heimlichkeiten verraten und entdeckt wußte . . . Sie war um 9 Uhr vormittags weggegangen und wollte gleich zurück sein, und nun schlug es bald 1 Uhr mittags. Und die Tränenbächlein rannen über die

Wangen, sprangen auf den Schoß der alten Frau und versickerten im Kleid.

Silvia wußte alles. Als sie vom Postamt heimging, war sie in der Konditorei eingekehrt und wollte telephonieren. Die Verkäuferin legte ein merkwürdiges Gehaben an den Tag und sagte:

»Gnädiges Fräulein, Sie dürfen nicht mehr telephonieren!«

»Warum nicht?!«

»Die gnädige Frau erlaubt solche Sachen in ihrem Geschäft nicht.«

»Aber was geht mich denn die Frau Scholz an. Mit welchem Recht verbietet sie mir als Kunde, zu telephonieren?«

»Ja, die gnädige Frau will überhaupt nicht mehr, daß Sie ins Geschäft kommen.«

»So, was ist denn das für eine Frechheit?«

»Ja, die gnädige Frau hat alles Ihrer Frau Großmama gesagt und so.«

»So«, erwiderte Silvia gefaßt, aber tonlos und stürzte aus dem Laden.

Nun war alles verloren. Silvia erkannte nun, daß die Kleinbürger in ihrer aufgesparten Wut, in ihrem gesteigerten Groll den Sieg über sie feierten, und sie war entsetzt, daß ihre Großmama, in deren Augen sie eine andere Silvia war, nun begreifen mußte, wie abgrundschlecht sie war.

Wenn auch die Großmama vieles von dem, das sie nun zu hören bekommen hatte, nicht verstehen würde und sich manches nicht zu reimen vermochte in diesen dionysischen Taumelgesängen: alles war futsch, die Heimlichkeit ihres Treibens entehrt und entheiligt, entwürdigt von niederen Kreaturen, von Trinkgeldmenschen, die nach Schweiß rochen. Ihr stolzes Ideal zertrümmert, den Augen aller Welt offenbar! Fit donc!

Sie ging nicht mehr heim zur Großmama, suchte den hageren Dionysier auf, und fuhr, wie sie war, nur mit einem zweiten Paar Strümpfe beschwert und vom Dionysler mit 500 Kronen versehen, nach München.

Dort wollte sie den Gestank abwarten. Die Hauptsache: daß sie dem Trubel entflohen war. Die Boudoirgeschichten würden Großmama und der Vormund Dr. Edelstein erfahren, es würde herumgeschnüffelt werden und kombiniert und vermutet! Ach, das war abscheulich! Nur fort von Wien! Sie mußte die Affaire aus der Ferne abwarten. Mon dieu!

\*

Silvia kehrte als glückliche Braut heim. Bis St. Pölten fuhr ihr Baumeister Daumovsky entgegen; das Dickerl, das mit ihr damals nach Mürz-

zuschlag fuhr als sie den Spaß mit der Browningpistole machte, war ihr Bräutigam geworden auf dem brieflichen Wege München—Wien und umgekehrt. Max Ritter von Daumovsky war von altem polnischen Adel, begütert und Stadtbaumeister. Er hatte Silvia kennen gelernt wie sie zwanzig andere kennen gelernt hatten. Nicht im geringsten hatte er damals die Absicht Silvia zur Frau zu machen, und auch Silvia hatte nie daran gedacht in absehbarer Zeit ein Ehebündnis mit einem der Herren einzugehen. Sie hatte heute den getroffen und morgen den, und hatte übermorgen um 3 Uhr nachmittags ein Rendezvous mit dem Dionysier, und um 6 Uhr abends mit dem Baumeister; gerade er, der beste, gemütlichste Mensch mußte immer am längsten auf Silvias Kommen warten und manchmal wartete er auch umsonst. Denn wenn es Silvia gerade irgendwo gefiel, mochte der andere nur ruhig warten. Sie war eben verhindert. Unvorhergesehene Ereignisse traten oft ein. Sie waren eigentlich an der Tagesordnung, und aus unvorhergesehenen Ereignissen bestand Silvias Leben. Aus Ereignissen, die herangeschneit kamen wie Schneeflocken im Wirbelwind und auch wie Schneeflocken zerrannen. Denn immer war Silvia in einem Chaos gestanden, aber sie zwang alles zu sich, an sich und nach sich. Sie hatte eine glückliche ordnende

Hand, ihre Pläne gelangen immer, ihre Wünsche erfüllten sich stets.

Einige Tage war alles drunter und drüber. Dr. Edelstein war, als er die Nachricht vom Verschwinden Silvias erfuhr, perplex. Weniger alterierte ihn die Tatsache selbst, als der für ihn gewichtigere Umstand, daß er sich um sein Mündel nicht gekümmert hatte. Er glaubte sie in guter Hut der Großmama und hatte keine Ahnung vom Leben und Treiben des Mädchens, von dessen dionysischen Übungen er nun Bruchstück um Bruchstück erfuhr. Das erste war: Silvias Schreibtisch zu erbrechen und nach »Anhaltspunkten« suchen. Je mehr »Anhaltspunkte« er zu finden glaubte, desto unhaltbarer wurden seine Vermutungen über den gegenwärtigen Aufenthalt Silvias. Er stöberte stundenlang in Dutzenden Herrenbriefen herum, über deren Inhalt sich seine ehrlichen Augen weiteten und wenn er mit ihrer Lektüre fertig war, brummte ihm der Schädel, aber er wußte doch nichts. Er hing sozusagen in der Luft. Er las von Gutenstein und Wiener-Neustadt von Mürzzuschlag und Vöslau genau so wie von Kairo, Amsterdam und Paris.

System in dieses Durcheinander der Korrespondenzen vermochte er so wenig zu bringen, wie in das Durcheinander seiner Empfindungen. Nur eines war ihm klar: mit Ruhe mußte die Sa-



che gemacht werden und ohne die Behörden, die in erster Linie ihn zur Verantwortung gezogen hätten. Dr. Edelstein stieg es dick im Kopfe auf, als er in einem Buche von der Hand seines Mündels geschrieben fand:

Erhalten von meinem Geliebten O. P., mit dem ich vom 3.-6. Oktober 1907 glückliche Tage verbracht habe, die hoffentlich ohne Folgen geblieben sind. Heil dir Geliebter! Und von all dem wußte er nicht, von all dem hatte er, der Vormund, nichts gemerkt!

Da mußte schnell gehandelt werden und ruhig. Und das war geschehen. Der Dionysier hatte zu plaudern begonnen als ihm der Vormund den Sachverhalt erzählte, er und andere Herren, deren Namen und Adressen Dr. Edelstein aus den Korrespondenzen fand, wiesen ihm Spuren der vermißten Silvia. Sie führten nach München. Unterredung folgte auf Unterredung. Der Dr. Edelstein wünschte nur einmal Gras über die Sache wachsen zu lassen und bat die verschiedenen Herren, die sich gegenseitig mit nicht gerade klugen Gesichtern als die Betrogenen anblickten, um Diskretion. Und da er nun seiner Sache mählich sicherer wurde, den Aufenthalt Silvias wußte und mit ihr korrespondieren konnte, ward er auch ruhiger und sprach schon gemüthlicher über

den Fall, der ja eigentlich besonderes Aufsehen nicht verdiene: Silvia neigte eben zu Bubenstreichchen, und war, so sagte er jetzt zu den zahlreichen Liebhabern, Verehrern und Freunden seines Mündels, eine überspannte Idealistin, die man ganz ruhig gewähren lassen könne. Sachen solcher Art, sagte er, kommen ja tagtäglich öfter vor.

Dann war man so weit. Der Baumelster fuhr Silvia bis St. Pölten entgegen, feierte gerührt ein Wiedersehen mit ihr, trug ihr seine Hand an und Silvia — sagte ja. Besser hätte die Sache nicht ausgehen können. Ordnete Silvia nicht alles so? Das kleinste, wie das größte Geschehen fiel zu Silvias Gunsten aus. Die Wetter, wie oft sie auch dräuten und donnerten, immer kamen hinterher die Sonnenstrahlen und senkten sich lachend auf die von Silvia beherrschte Situation. Dr. Edelstein war ungemein zufrieden.

\* \* \*

Der alte Rober lag am Zentralfriedhof. Frau Thekla war nun allein in der Wohnung, in der sie oft Erinnerungen befielen. »Erinnerungen sind Wasserpflanzen, die sich von Tränen nähren«. Sie hatte den Verlust zweier Menschen, die ihr so nahe standen, zu beklagen, und sie beklagte sie. Ihr Mann war schließlich erlöst. Das war ja kein Leben mehr, das er führte. Dem Verstorbenen wars zur Qual geworden und ihr und allen anderen, die mit ihm zu tun hatten, gleichfalls. Aussicht auf Gesundung war keine vorhanden, also hatte der liebe Gott ein gutes Werk getan und Einsehen gehabt mit Frau Thekla und hatte den Mann zu sich genommen. Ihr Seliger, wie sie nun sagte, wenn sie von dem Verstorbenen sprach, war gut aufgehoben, ihm tat kein Bein mehr weh. Aber was war mit Anny geworden? Was mochte ihre arme, schöne Anny tun? Dieses dumme Mädchen, wer weiß, wie es ihr ging! Die Menschen Waren schlecht, locker in ihren Sitten, und so ein junges Mädcl . . . Na, sie sah es ja wie es ging in ihrem eigenen Geschäft, wie leicht so ein junges Mädcl ist, wenn es sich vergafft hat. Wie mußten Eltern auf die Mädcln achthaben und trotzdem

ging ihnen so vieles durch, übersahen sie manches.

Und da stand nun Anny allein irgendwo in diesem großen Wien, mußte der liebenden Fürsorge einer Mutter entraten, war schutzlos preisgegeben dem lockenden Großstadtleben. Manchmal hatte ihr ein Gast, der Anny auf der Gasse begegnete, erzählt, daß Anny eigentlich ganz gut aussehe, soviel er eben aus der Ferne beurteilen konnte. Und sie ertappte sich dabei, wie sie heimlich ihrem Seligen grollte, weil er so grausam gegen Anny war, und ihre, der Mutter Versuche, ihn zu Annys Rückkehr ins Elternhaus zu gewinnen, barsch zurückwies. Er wollte seine Tochter nicht mehr kennen, wo sie so viel Schande und Sorge über sein ehrliches Judenhaus gebracht hatte. Und Frau Thekla hörte ihres Mannes harte Stimme: »Das hätt' sich die Antschi eben überlegen müssen!«

Mein Gott, wann hätte denn Jugend mit Überlegung gehandelt! Als sie in Annys Alter war, freilich, da waren die Zeiten und auch die Menschen noch nicht so modern und so aufgeklärt und in Mähren, in der kleinen Industriestadt, in der nur Rauch und Kohle lag und ewig die Schlotte rauchten, war keine Gelegenheit, solche Sachen zu machen. Aber Dummheiten machte auch die dortige Jugend. Freilich in der Großstadt wars ja anders.

Sie hatte als junges Mädchen arbeiten müssen, ihr war nichts geschenkt worden. Aber bei Anny war ja das doch ganz anders. Das Mädchen sollte ihre Jugendzeit nicht so hart und schwer haben, wie ihre Jugendzeit gewesen war! Ihrem Kind sollte ein freundliches Dasein winken, wenn es die Mittel erlaubten. Ihr Seliger würde ihr verzeihen, wenn er in ihr schwerkgeprüftes Mutterherz blicken würde. Ach, er würde ihr verzeihen, wenn sie nun so strenge über ihn dachte. Er würde ihr verzeihen, wenn zuerst leise und dann immer bestimmter der Wunsch in ihr rege wurde, Anny heimzubekommen in die so stillgewordene Wohnung.

Das Geschäft weiterzuführen, lag nicht in Thekla Robers Sinn. Verkaufen und zur Ruhe setzen, Anny bei ihr haben, das waren die Gedanken, die Frau Thekla beherrschten. Was sollte ihr noch die Plackerei mit dem Geschäfte! Immer würde sie nur an ihren Mann erinnert werden. Und mit Angestellten wollte sie nicht weiterarbeiten. Max konnte allein den Anforderungen, die der Betrieb des Cafés stellte, nicht nachkommen. Also war es wohl das beste, das Geschäft zu verkaufen, den Bezirk zu verlassen und Anny unter allen Umständen zu sich zu nehmen. Die Vergangenheit auslöschen und neues Leben begin-

nen, ein ruhiges Leben ohne Hast und Kampf und Sorgen.

Anny Rober, die oft an ihre Mutter dachte seit der Vater tot war, ahnte nichts von den Plänen ihrer Mutter. Sie bewohnte in der Bleichergasse ein Kabinett und war ein Mädel ohne Büchel. Sie war, was man in Wien eine »Solide« nennt. Geräuschlos und ohne Erschütterungen war ihr Handwerk, vor den Behörden war sie sicher. Sie hatte wohl Kolleginnen, aber keine Freundinnen, und die Herren, die sie kennen lernte, behandelten sie respektvoll und küßten ihr bisweilen auch die Hand. Die Freunde schenkten ihr etwas: zwanzig, fünfzig und hundert Kronen; also ließ es sich leben. So vorsichtig sie nach außen hin war, so vorsichtig war sie auch den Herren gegenüber, mit denen sie zu tun hatte. Sie war nicht erkrankt. Ihre Freunde staunten, daß Anny Bücher besaß. Es war ihnen recht, daß das Mädel Seele hatte . . .

Konrad Bürger kam einigemale in der Woche mit Anny zusammen. Im Café Liebighof saßen sie an einem Tisch in einer Ecke, und eines Abends überbrachte er Anny den sehnlichen Wunsch ihrer Mutter. Das Café war verkauft und Thekla Rober wohnte in Währing, draußen schon beim Szartoriskypark, nahe dem Gersthofer Bahnhof. Max war beim Geschäftsnachfolger geblieben.

Anny ging zur Mutter heim und ward freudig empfangen . . .

\*

Der Herbst war da mit seinen reifen Früchten. Vom Kahlenberg wehten rauhe Winde zur Stadt und die braunen Blätter taumelten matt zur Erde nieder. Das große Sterben in der Natur hob an. Die verspäteten Sommerfrischler waren schon in die Stadt zurückgekehrt mit Körben und Kisten, und die guten Bürgerfrauen gaben sich in den Stadtcafés Rendezvous, um die täglichen Sorgen mit ihren Dienstmädchen zu besprechen, über ihren Toilettenmangel zu jammern oder die Nöte der Welt im allgemeinen zu beklagen. Durch die Straßen der Stadt fegte an manchen Tagen Staub und Mist, Papierabfälle wirbelten oft so seltsam in Mannshöhe daher, und die Erinnerung an die goldenen Sommertage und an Landaufenthalt wirkten frostig. Den Wienern war schon wohl in ihren Kaffeehäusern, sie sahen zufrieden und mit dem angenehmen Gefühl der Geborgenheit zu den Fenstern ihrer Stammcafés heraus. Die Kabarets, die Theater, überhaupt alle Vergnügungstätten hatten die Wintersaison eröffnet und überall gab es Schlager und Schlagerprogramme. Plakate klebten an den Litfaßsäulen, vollendete

Produkte des Wahnsinns, sowohl was ihre künstlerische Ausführung betraf als auch die Konkurrenzfähigkeit der einzelnen Etablissementunternehmungen, die sich gegenseitig den Rang streitig machten. Die Welt der Plakate war die Wiener Welt in den letzten Jahrzehnten geworden: Basarmäßigkeit. Alle Solidität, die Wien, seine Bewohner und Wiener Erzeugnisse einmal anhaftete, war in die Binsen gegangen. Ein verpfushtes, unechtes, schlecht nachgeahmtes Ausländertum hatte platzgegriffen. Wien war modern geworden und die, die um die gute alte Zeit und um den Stefansturm, wie um die alte Gemütlichkeit krächzend und kreischend Klagelieder sangen: die Volkssänger, sie waren im schlechtesten Sinne modern geworden. Verlogen und unecht wie ihr Publikum, mit steifem Hemdkragen standen sie da, Bügelfalten in den Hosen, und blaue oder violette Seidentücher sahen aus den Seitentaschen ihrer Sakkos. Stutzenhafte Wiener Gemütlichkeit, die keine war, und keine sein konnte, weil sie niemand mehr besaß und niemand empfand. Das Erwerbsleben amerikanisierte sich und die Menschen. Die Fabrik errang den Sieg, der Großbetrieb erdrückte die Solidität.



Der Bluff ward Trumpf. Und draußen, in den ehemaligen Vorstädten Wiens, sang das Volk, zum Untergange reif, seinen Schwanengesang:

Wo is die alte Zelt,  
die Weana Gmütlichkeit?